



Universiteit
Leiden
The Netherlands

Die Bedeutung der Hirse bei den Dogon

Beek, W.E.A. van; Agnel J., Beek W.E.A. van et al.

Citation

Beek, W. E. A. van. (2004). Die Bedeutung der Hirse bei den Dogon. In B. W. E. A. van et al. Agnel J. (Ed.), *Die Magische Welt der Dogonkunst, Kult und Hirse in West Afrika* (pp. 22-29). Hamburg: Katalog Museum für Völkerkunde Hamburg. Retrieved from <https://hdl.handle.net/1887/9654>

Version: Not Applicable (or Unknown)

License: [Leiden University Non-exclusive license](#)

Downloaded from: <https://hdl.handle.net/1887/9654>

Note: To cite this publication please use the final published version (if applicable).

Die Bedeutung der Hirse bei den Dogon

Walter E. A. van Beek

(Übersetzung: Veronika Weidringer, Tanja Kuchenmüller, Anke Saxen)

„Hirse ist Leben“, sagte mir der alte Arnaga. „Man kann Zwiebeln und Ziegen, sogar Frauen und Kinder haben, aber ohne Hirse ist das alles nichts wert“.

Tatsächlich sind die Dogon, die in der Ebene und auf dem Plateau entlang der Falaise (den steilen Felsenklippen) von Bandiagara leben, seit jeher Bauern und tief mit ihrem Dorf verwurzelt. Das, was für sie zählt, ist das Dorf mit den umliegenden Hirsefeldern. Ihre Identität ist eng verbunden mit dem Dorf und jeder Dogon leistet innerhalb des Dorf seinen Beitrag für die Welt. Selbst die Dogon, die weit entfernt leben – sei es in Städten wie Mopti, Bamako, Abidjan oder auf dem Land bei den Minianka im Süden Malis – brechen die Beziehungen zum Dorf nie ab. Denn jeder von ihnen hat zwei wesentliche Dinge in seinem Heimatdorf zurückgelassen: die Familie und den Anspruch auf Felder.

Beide Dinge sind eng miteinander verbunden. Man wird in eine bestimmte Familie hineingeboren, gehört zu einem Klan¹, zu einer der lokalen *Lineages*², oder zu einer bestimmten Gruppe im Dorf – kurz: jeder Dogon ist eingebunden in ein Netz sozialer Beziehungen. Ein Beispiel: ein frisch verheiratetes Paar, das gerade ein eigenes Gehöft am Fuß der Falaise bezogen hat, wird abends in dem Haus der Familie des Manns essen. Die junge Frau bereitet jeden Tag zusammen mit der Schwiegermutter das Essen vor, braut Bier und ist gleichzeitig für die Erziehung der kleinen Kinder zuständig. Abends trinkt der Mann das Bier gemeinsam mit den Brüdern aus der Nachbarschaft und einigen Freunden, die ihrerseits meist auch entfernte Cousins sind. Ab und zu übernimmt er mit den Männern seiner Altersklasse (*kadaga*) Arbeiten, um die Hochzeit eines seiner Freunde mit zu finanzieren. Die familiäre Arbeitsteilung in den Dörfern ist fundamental und klar geregelt und betrifft die Arbeit auf den Feldern ebenso wie alle anderen Lebensbereiche. Je nach Alter und nach *Lineage*-Zugehörigkeit der Familien hat jeder Dogon Anspruch auf eine Fläche Land zur Bewirtschaftung. Die Alten des Dorfes – eine klar definierte Kategorie – teilen die Felder unter sich auf, die dem Dorf am nächsten liegen. Die entfernter liegenden Felder, die man von der *toguna* (dem Versammlungsort der Männer) nicht mehr sehen kann, werden unter den verschiedenen Stammgruppen des Dorfes entsprechend ihrer Siedlungsgeschichte hierarchisch aufgeteilt. Die soziale Organisation des Dorfes spiegelt sich in der Bewirtschaftung der Felder wider – oder anders ausgedrückt, der „Busch“ wird durch ein klares Nutzungsrecht vergesellschaftet. Dies alles dient dazu, sich mit dem Wichtigsten des Lebens, der Hirse, zu versorgen. Hirse wird entweder zusammen mit Bohnen, Erbsen (*pois de terre*) oder Erdnüssen angebaut, wodurch der Stickstoffgehalt des Bodens verbessert wird, oder aber in Monokultur über drei Jahre hinweg mit anschließender Brachezeit gepflanzt.

Die Hirse ist das Ziel der Arbeit, die Grundlage der Ernährung, aber auch die Basis des ganzen Dorfs. Betrachten wir zunächst den sozialen Rahmen der Hirse: das Dorf.

Das soziale Leben

¹ Als Klan bezeichnet man eine Gruppe von Personen, die ihre Abstammung (mütterlicher- oder väterlicherseits) auf einen gemeinsamen, fiktiven Ahnen zurückführt.

² Unter dem Begriff *Lineage* wird eine Deszendenz- oder Abstammungsgruppe verstanden, die im Gegensatz zum Klan eine geringere genealogische Tiefe aufweist, ihre Zusammengehörigkeit aber nachweislich von einem gemeinsamen Ahnen (patrilinäre Abstammung) bzw. einer Ahnin (matrilinäre Abstammung) herleiten kann.

Im Territorium der Dogon setzen sich die Dörfer entlang der Falaise aus unbegrenzten sozialen Einheiten zusammen. Ein Dorf wie zum Beispiel Tireli, eines der größten Dörfer an der *falaise*, besteht aus zwei Hälften. *Teri Ku* im Süden und *Sosanga* im Norden. Die zwei Teile sind ungefähr gleich groß. Jede der beiden Hälften besteht aus zwei kleinen und einem größeren Viertel. Meistens leben in jedem dieser Viertel zwei Familien, die *gina* (großes Haus) genannt werden. Die zahlenmäßig größten Familien sind in *Lineages* unterteilt, also in Verwandtschaftsbezüge, die sich einfach nachweisen lassen, da die Namen der Mitglieder bekannt sind – auch wenn sie nicht mehr leben. Die Großfamilien bilden die Basis einer *Lineage*. Die Dogon gründen die Gemeinsamkeit ihrer Familien oder *Lineages* auf ein patrilinäres Prinzip, also auf ihre gemeinsame Abstammung väterlicherseits. Insofern stammt jedes Individuum aus der *Lineage* und der Familie irgendeines Vaters ab.

In Tireli und anderswo gibt es bestimmte Gebäude, die für die Viertel und die Familien kennzeichnend sind. Jedes Viertel hat einen speziellen Platz, der dem Tanz vorbehalten ist, *tel*. Ein Steinhaufen in der Mitte des Platzes markiert das rituelle Zentrum, den heiligen Ort, wo sich niemand hinsetzen darf. Ein bedeutendes Gebäude, das sich über dem Tanzplatz erhebt, ist die *toguna*, das Haus der Männer. Vier oder fünf davon befinden sich in jedem Viertel. Hier diskutieren die Männer verschiedener Altersklassen Themen, die das Viertel betreffen, kauen ihren Tabak oder dösen in der Hitze des Nachmittags. Ein spezielles Haus, *yapu nu ginu*, ist für die Frauen reserviert, die gerade menstruieren. Es ist eine runde Hütte, in der sie auch kochen und die Nächte bis zum Ende ihrer Regel verbringen. Jede Familie oder *Lineage* hat ihr eigenes Stammhaus (*gina*, gleichbedeutend mit Familie), meist ein sehr altes Gebäude – der Aufenthaltsort der Vorfahren. Im Inneren dieses Gebäudes bilden einige Altäre und ein kleines Heiligtum das Zentrum des Familienkults. Zusätzlich besitzen die meisten Viertel etwas abseits ein noch bedeutenderes Heiligtum, um das sich nur der Schamane des Viertels kümmert.

Jedes Viertel des Dorfes besteht aus zwei oder drei Klans. Ein Klan der Dogon besteht aus zwanzig bis vierundzwanzig Familien, die alle zu einem Dorf gehören. Die größten Familien sind unterteilt in *Lineages*, zwei oder drei *Lineages* pro Klan. Diejenigen, die Mitglieder eines Klans sind, wissen, dass sie eine verwandtschaftliche Beziehung eint und dass sie vom gleichen Vorfahren abstammen, doch können sie diese Herkunft nicht genau rekonstruieren. In den *Lineages* und den kleineren Klans dagegen können die Namen der Vorfahren und ihre verwandtschaftlichen Beziehungen mit Präzision wiedergegeben werden. Die Mitglieder einer *Lineage*, Brüder und Cousins sind häufig direkte Nachbarn. Die Dogon leben also umgeben von den Mitgliedern ihrer Familie und unterhalten enge Verbindungen zu den Angehörigen ihrer *Lineage*: sie arbeiten, diskutieren, tanzen und amüsieren sich zusammen und organisieren gemeinsame Feste. Oft heiraten sie Frauen derselben *Lineage* (aber nicht des selben Klans), und tatsächlich betrachten sich alle Bewohner einer Dorfhälfte als Nachfahren desselben Vaters. Die andere Dorfhälfte stellt die Frauen als bevorzugte Heiratskandidatinnen.

Für die Dogon spielt die soziale Hierarchie, die auf dem Alter basiert, eine sehr bedeutende Rolle. Sie manifestiert sich in allen sozialen Beziehungen aber auch in anderen Bereichen, beispielsweise bestimmt sie den Ort im Dorf, wo jemand wohnt. Die ältesten Männer bewohnen die Gehöfte des Dorfzentrums, das etwas erhöht am Fuße der steilen Klippen befindet. Ein junger Mann, der sich zum ersten Mal ein eigenes Haus baut, findet den geeigneten Ort am tiefstgelegenen Punkt des Dorfes. Dort trifft er seine Cousins, die sich ebenfalls ihr Haus bauen. Mit zunehmendem Alter wird er umziehen, jedes Mal in ein noch älteres und höhergelegenes Haus am Hang: zunächst also in das Haus seines Vaters und später im angemessenen Alter in das Haus seines Großvaters, das im oberen Teil des Dorfes liegt.

Das Recht, die alten Kulthäuser (*gina*) zu verwalten sowie den Altar zu pflegen, ist nicht das einzige Privileg der Dorfältesten. Sie besitzen gleichzeitig die Kontrolle über die besten Anbauflächen. Alle Felder in Reichweite des Dorfes sind im Besitz der Ältesten, was ihnen dadurch eine wichtige Rolle als Oberhaupt der *Lineage* verleiht. Es versteht sich von selbst,

dass sie aufgrund ihres Alters zur Feldarbeit selbst nicht mehr in der Lage sind. An ihrer Stelle nutzen die Söhne und Enkel die Felder und versorgen die Alten im Tausch mit Nahrung. Deshalb ist es günstig für einen jungen Mann, einen älteren Verwandten mit Anspruch auf Land zu haben: ein „Waisenkind“, dessen Eltern nicht mehr leben, muss zum Teil große Distanzen zurücklegen, um mitten im Busch ein Feld zu bestellen, das in der Regel weniger ertragreich ist und wo möglicherweise Gefahr droht.

In vielen Dogon-Dörfern nimmt der älteste Mann ein bedeutendes Amt ein: er ist der *hogon*, der Priester des Dorfes. In einigen Orten ist es ihm untersagt, sich selbst zu waschen oder sein Gehört zu verlassen. Man erzählt von einem früheren *hogon*, der nicht einmal gehen durfte. Die Angehörigen seiner *Lineage* trugen ihn auf ihren Schultern. Ein *hogon* ist verantwortlich für den reibungslosen Ablauf der rituellen Opfer; er betreut alle Zeremonien und besitzt die Kraft, seine Nachkommen zu segnen. Er bestimmt auch den Namen der Neugeborenen seiner Familie und „reinholt“ diejenigen, die gegen Tabus verstoßen haben. Die beiden Orte Tirell und Pegue liegen im Einflussbereich des lokal mächtigsten Priesters der Dogon, dem *hogon* von Arou, einem eher kleinen Dorf in den Steilhängen der Klippen. Seine Funktion und Bedeutung überragt den Status des Dorfes Arou selbst um ein Vielfaches: er ist die zentrale Figur – das Herz – des Dogonlandes.

Dem Mosaik der patrilinear strukturierten Familien und Lineages in den Dörfern der Dogon steht ein Ordnungssystem nach Altersklassen (*kadaga*) gegenüber. Eine Altersklasse umfasst circa fünfzig gesunde und kräftige junge Männer etwa gleichen Alters, die – wenn nötig – verschiedene Arbeiten für das Dorf erledigen wie beispielsweise das Vorbereiten und Jäten der weit entfernt im Busch gelegenen Hirsefelder. Die Altersklasse entsteht, wenn eine Reihe von Männern zwischen 17 und 22 Jahren das heiratsfähige Alter erreicht haben. Ihr Beitrag zum Wohle der Gemeinschaft wird auch als Dienst zu Ehren der jungen Braut gewertet und stellt einen wichtigen Aspekt im Rahmen der Hochzeitsriten dar.

Die verschiedenen Altersklassen in einem Dorf übernehmen auch andere „öffentliche“ Arbeiten. Was auch immer anliegt – ob das Dach einer *toguna* repariert werden muss oder das Menstruationshaus der Frauen mit Lehm neu abzudichten ist, ob eine Strasse im Dorf, ein Weg über die Felsklippen oder ein Brunnen anzulegen ist – immer wendet man sich an die *kadaga*. Wird ihre Hilfe benötigt, treffen sich die alten Männer des Dorfes unter der *toguna*, um zu entscheiden, wie viele Arbeitskräfte notwendig und welche *kadaga* anzusprechen sind. Am selben Abend noch verkündet ein Ausrufer, um welche Tätigkeiten es sich handelt, und benachrichtigt die ausgewählten *kadaga*. Er beginnt bei der jüngsten Gruppe und ruft dann die nächst ältere Altersklasse beisammen, die später für die Versorgung und Verteilung von Hirsebier verantwortlich sein wird. Am nächsten Morgen erscheinen die jungen Männer, um ihre Aufgaben zu erledigen. Sie werden nach beendeter Arbeit von den Alten gelobt und gesegnet. Danach erhalten sie das Bier. Die Teilnahme an diesen Arbeiten erhöht das Ansehen jedes Einzelnen und stärkt seine soziale Position im Dorf. Diejenigen, die es verstehen, hart zu arbeiten, werden später ihre Altersgenossen bei anderen notwendigen Aktivitäten ohne große Mühe führen und anleiten können. Kurz gesagt, man erkennt in diesen Strukturen wesentliche Werte der Dogon: die harmonische Beziehung zwischen den Dorfbewohnern, die Ehrfurcht gegenüber den Alten und ein gegenseitiges Respektieren benachbarter Dörfer.

Welche Rolle spielt die Hirse nun in diesem Zusammenhang? Zuerst sei hier allgemein etwas zur Ernährung vorausgeschickt. Die Dogon essen zwei oder drei Mal am Tag: sie frühstücken, was aber nicht viel mehr als eine Tasse Nescafé bedeutet; mittags essen sie dann – wenn Zeit bleibt und nicht allzu viel auf dem Feld zu tun ist – den eventuell übrig gebliebenen Rest des Hirseklößes vom Vorabend oder aber *punu*, dünnen Hirsebrei. Er wird aus zerstampfter Hirse hergestellt, die mit Zutaten wie Tamarinden oder Früchten des Baobabbaums vermischt wird. Dieser Brei ist es, der als ganz wichtiger Bestandteil in den meisten Opferhandlungen zum Tragen kommt und der die Hirse im religiösen Zusammenhang repräsentiert.

Die Zubereitung der Hirse für das Abendessen beansprucht dagegen eine Menge Arbeit: die Hirse muss im Holzmörser gestampft werden (oder in einer elektrischen Mühle gemahlen werden, was den Dogon aber weniger gut schmeckt); die Zutaten müssen vorbereitet werden (getrocknete Baobabblätter, Hibiskusblüten, Tamarinden und anderes mehr); schließlich wird aus einer großen Menge Hirsemehl aber noch vor Zugabe der Gewürze der Kloß in einem riesigen Topf gekocht. Am Abend trifft sich die Großfamilie im Hof des Familienoberhauptes und gruppiert sich zum Essen, wobei jeweils die Frauen und kleinen Kinder, Männer, Jungen und Mädchen getrennt essen. „*Dya goai*“ verkündet ein Ruf – „Der Hirseklöß ist vom Feuer“. Die gefüllten Schüsseln werden mit einer grünen Sauce aus Hibiskus- oder Baobabblättern serviert, die „Kraft geben soll“. Der Verzehr von Fleisch ist selten und erfordert einen besonderen Anlass, ein Fest oder einen Markttag. Erst wenn die Sauce aufgetragen worden ist, dürfen alle mit dem Essen beginnen. Die Alten kümmern sich darum, dass auch die Jungen ihren Teil bekommen (man isst sehr schnell in der Großfamilie) und dass nicht zu viel auf den Boden fällt: das wäre Verschwendung und die Hirse soll geachtet werden. Nach dem Essen bedanken sich die Männer bei ihren Frauen und Schwiegertöchtern mit der Formel: *yang po*, „Gegrüßt sei das Feuer“.

Die Achtung vor der Hirse ist fundamental. Das zeigt sich einerseits bei der Feldarbeit – die Dogon betreten die Hirsefelder ohne Schuhe – und andererseits bei der Errichtung der Speicherrhäuser (frz. *grenier*). Schon vor Beginn der Arbeit wird die Hirse geehrt und auch nach Fertigstellung des neuen Speichers muss ein Trankopfer aus *punu*, flüssigem Hirsebrei, durchgeführt werden. Die neue Hirseernte, die in diesem Speicher aufbewahrt werden soll, wird ein zweites Mal geehrt. Man dankt den Göttern, die die Ernte bis jetzt geschützt haben, und verschließt die kleine Holzür des Speichers mit weiteren Danksagungen. Nur bestimmte Autoritätspersonen dürfen Hirse aus dem Speicher entnehmen. Oft ist es der Mann als Familienoberhaupt, der über die Hirse „wacht“ und der jeder seiner Frauen eine bestimmte Tagesmenge zuteilt. Die Frauen müssen beim Stampfen sorgfältig vorgehen. Es darf nicht zu viel Hirse verschüttet werden. Dennoch wird immer ein klein wenig Hirse – als Korn oder Mehl – auf den Boden gegeben. Nach Meinung der Dogon hält man sich Hühner aus folgendem Grund: die Hühner umringen die Hirse stampfenden Frauen im Hof und picken jedes Korn auf, das aus dem Mörser entweicht. Sie werden nicht verjagt, denn ihre Anwesenheit ist wichtig, um der Hirse Achtung zu schenken: die gesamte Ernte muss genutzt werden – sei es als Mehl (durch Menschen) oder als Korn in den Mägen der Hühner!

Die Dogon kennen aber nicht nur Hirsegerichte. Auch *fonio*, eine Wildgetreideart (*Eragrostis*), Reis oder Mais finden Verwendung. Aber wie bei Sorghum, das der Hirseart der Dogon sehr nahe kommt, handelt es sich dabei immer nur um das gelegentliche Ersetzen der eigentlichen Mahlzeit, dem festen Hirseklöß. Bedeutend dagegen ist der Genuss der Hirse in flüssiger Form als Bier (*konyo*). Die Frauen brauen das Bier entweder für den Markt oder aber für rituelle Zwecke. Das Kochen der Hirse zur Bierherstellung ist kompliziert: Die Körner müssen nach dem Wässern zum Keimen gebracht werden. Danach trocknet man die gekeimte Masse und zerstampft sie, um anschließend mit dem eigentlichen Brauen zu beginnen: die zerstampften, gekeimten Körner werden eine Nacht lang gekocht, müssen währenddessen aber in einem ausgefüllten Rotationsverfahren eine Reihe bereitstehender Tongefäßen durchlaufen. Der Geschmack des Bieres hängt von der besonderen Mischung aus länger bzw. kürzer gekochter Hirsemasse ab.

Es gibt auch einfachere Versionen der Zubereitung für den Fall, dass viele Gäste erwartet werden wie beispielsweise zu einem Maskenfest (*dama*). Bei dieser Gelegenheit bereitet man *pipiri*, eine Biersorte, die nur kurz gekocht wird. Es scheint, dass *pipiri* das ursprüngliche Bier der Dogon war, das inzwischen durch *konyo* mit seinem fein süßlichen Geschmack ersetzt wurde. Dieses Bier findet man heute überall im Land der Dogon: auf Märkten, auf größeren oder kleineren Festen, bei Versammlungen der Männer, anlässlich des Besuchs von Freunden oder Fremden – ohne Hirsebier bleibt eine solche Begegnung unvollständig.

So zentral der Stellenwert der Hirse im Alltag ist, so bedeutend ist ihre Rolle auch in der Religion der Dogon. Nach den vorangegangenen Schilderungen und der Verwendung von Hirse innerhalb der sozialen Organisation der Dogon soll nun der Bedeutung der Hirse in ihrem religiösen Zusammenhang nachgegangen werden.

Hirse und Religion

Hirse, das Hauptnahrungsmittel der Dogon, spielt in all ihren Verwendungsformen auch im religiösen Leben eine wesentliche Rolle. Doch obgleich man die Hirse in allen Riten antrifft, muss betont werden, dass sie selten der Fokus dieser Rituale ist. Einige Riten des Jahreszyklus beziehen sich direkt auf die Hirse wie zum Beispiel das *yu di* oder *bago di*, ein Ritual nach der ersten Ernte im Oktober oder November, bei dem die Ältesten des Clans an ihren Altären ein Hirseopfer bringen. Dieser einfache und ruhige Ritus wird im Gehöft des Lineage-Ältesten vollzogen.

Einen Höhepunkt allerdings bildet Ende Mai das große *buro*-Fest, das den Erntezyklus beschließt und kurz vor der Feldarbeit der nächsten Saison stattfindet. Am frühen Morgen kleiden sich die Männer des Dorfes festlich, finden sich in ihren Altersklassen zusammen und gehen dann von Hof zu Hof, um alle zu begrüßen. Den Frauen wird dafür gedankt, dass sie dem Dorf Kinder geschenkt haben. Dabei verneigen sich oder knien die Männer vor den Frauen. Als Zeichen des Respekts berührt ihre linke Hand den rechten Ellenbogen, während sie den Frauen die Hand geben. Die Frauen versuchen, ein Lachen zu unterdrücken, denn normalerweise sind sie es, die die Männer auf diese Weise begrüßen. Diese „verkehrte Welt“ macht einen Teil des Festes aus. Am Vorabend der Feier ziehen die Frauen in kleinen Gruppen von Haus zu Haus und loben die Männer für ihre Verdienste, die sie dem Dorf erwiesen haben: für den Erhalt der guten Beziehungen innerhalb der Dorfgemeinschaft und vor allem für ihr Bemühen um gute Beziehungen zwischen dem Dorf und der Welt der Geister.

In jedem Gehöft wird den Männern ausgiebig Hirsebiebier gereicht. Am frühen Nachmittag ziehen sie ihre schönsten und weitesten *boubous* an. Die Jüngsten unter ihnen schmücken sich mit den Ketten und Perlen ihrer Schwestern und tragen die Haare geflochten geradeso wie die Frauen. Gegen drei Uhr nachmittags sammeln sich die aufwendig gekleideten jungen Männer nach Altersklassen am Ausgangspunkt der Tanzstrecke. Einige haben Flöten und Trommeln dabei, andere tragen Schirme gegen die Sonne. Direkt neben dem Tanzplatz befindet sich der wichtigste Altar des Dorfes. Hier wird kurz vor dem Start ein langer Text rezitiert, der um Schutz für die Tanzenden bittet. Begleitet von der Musik der Flöten und Trommeln setzt sich der Zug in Bewegung und begibt sich in die andere Hälfte des Dorfes, um dort die Alten („Großväter“) aufzusuchen. Erneut werden die Tanzenden im Hof eines jeden Alten mit Hirsebiebier Willkommen geheißen. Während sie sitzen und trinken, gibt jeder der Tänzer etwas Geld und einer von ihnen übernimmt die Rolle, laut und gleichzeitig heftig übertreibend die Summen auszurufen, die gespendet werden. Abgesehen von dieser Prahlerei ist der Besuch bei den Alten als Begrüßungsritual und Ehrerbietung ihnen gegenüber zu verstehen. Die jungen Männer bedanken sich bei ihren „Großvätern“ für das größte Geschenk, das ein Mann jemals erwarten kann: eine Frau und sogar eine Frau, die Kinder bekommt. Bis zur Dämmerung setzt sich der Festzug fort.

Am nächsten Tag werden die Rollen getauscht, und die jungen Männer aus der Dorfhälfte, die am Abend zuvor besucht wurde, begeben sich zu ihren „Großvätern“ in der anderen Hälfte, um sich für die zuvor erhaltenen Ehren zu bedanken. Jede Dorfhälfte versucht dabei, die andere im Tanz, Schmuck und mit Geschenken zu übertrumpfen. Die Rivalität zwischen den beiden Hälften treibt im Verlauf des Nachmittags auf ihren Höhepunkt zu, wenn am Ende des *buro*-Festes auf dem Marktplatz eine große Parade abgehalten wird. Nun kommen Männer und Frauen, die die zwei Dorfhälften repräsentieren zu einer langen Prozession zusammen, und zeigen die Geschenke, die gegenseitig gemacht wurden. Die Besucher und Zuschauer der umliegenden Dörfer betrachten dieses Ereignis mit Neugierde und vergleichen es mit ihrem eigenen Fest, das gerade erst vorüber ist.

Indem sie das *buro*-Zeremonial feiern, erhoffen sich die Dogon eine gute Regensaison für die bevorstehende Aussaat und das Gedeihen der Hirse – was nach einem gelungenen *buro*-Fest eigentlich zu erwarten ist. Gelungen ist das Fest dann, wenn an seinem letzten Tag die ersten Regentropfen fallen, die jungen Männer mit Hirsestängeln in den Händen die heiligen Orte abschreiten und eine gute Ernte erbitten.

Hirse und Opferrituale

Bei den Dogon spielt die Opferung über dem häuslichen Altar eine zentrale Rolle. Durch alle Ebenen der sozialen Ordnung hindurch werden Opfer über ähnlichen Altären dargebracht. Jede soziale Gruppe, der kleine Kreis der Kernfamilie, die Großfamilie, die Lineage, der Klan, das Viertel oder das ganze Dorf (selten darüber hinaus) besitzt einen besonderen Altartyp. Ein individueller Altar wird als *ama* bezeichnet; Mitglieder einer Lineage sprechen von *amayêwê*; die Familie nennt ihn *wagêu*; der Altar des Quartiers ist bekannt unter dem Namen *babinu* und auf Dorfebene heißt er *lêwê*. Ein Altar kann groß oder klein sein, er kann die Form eines Lehmkegels oder eines Miniaturhauses besitzen. Immer jedoch handelt es sich um einen Ort, an dem Opfer für die Ahnen dargebracht werden. Darüber hinaus gibt es in den Dogondörfern noch andere Altäre: die der Altersklassen (*kadaga*), die der Schamanen, der Schmiede, der Hirten und der Jäger. Ein Dorf wie Tireli unterscheidet mehr als dreißig verschiedene Altararten. Wenn jemand umzieht, bittet er die Ältesten seiner Lineage, im Dorf einen Altar für sich errichten zu dürfen. Oder falls eine Gruppe von Männern die Gewohnheit pflegt, zusammen Hirsebiebier zu trinken, können sie einen *konyo ama*, einen Bier-Altar errichten.

Die Opferhandlung selbst vollzieht sich nach festgelegten Regeln und bildet einen wesentlichen Aspekt der Dogon-Religion. Nach dem Schöpfergott *ama* werden die anderen Gottheiten in bestimmter Rangfolge angerufen: zunächst *lêwê*, die Erdgottheit, und anschließend verschiedene Geister wie *yênêu*, *yêbâ*, *atûwônû* und *jinu*, gefolgt von den Ahnen der Dogon, die als erste die Felsklippen erreichten; dann jene, die die Wege an der steilen Felskante anlegten; danach Ahnen ganz allgemein und zum Schluss jene, die die direkten Vorfahren desjenigen sind, der das Opfer ausführt. Letztere werden namentlich genannt. Daraufhin wird der Zweck des Opfers ausgesprochen und kleine Portionen von Nahrungsmitteln auf den Altar gelegt. Den Boden um den Altar herum begießt man mit Hirsebiebier. Abschließend werden Tiere als Opfer dargebracht, deren Fleisch unter den Anwesenden verteilt und gegessen wird. Dazu trinkt man Hirsebiebier.

Der Besitz eines Altares bedeutet gleichzeitig jedoch eine Verpflichtung. Derjenige, der einen Altar errichtet, muss sich auch bereit erklären, regelmäßig Opfer zu bringen. Allmählich wird der Ort durch die Opferungen mit einer Kraft (*panga*) aufgeladen. *Panga* kann dem Opfernenden zugute kommen und zukünftig eine von den Gottheiten unabhängige Macht darstellen. Allerdings muss dem *panga* kontinuierlich Aufmerksamkeit geschenkt werden – es verlangt die Fortführung von Opfern und des Kults. Geschieht dies nicht, drohen Probleme in Form von Krankheiten, einer schlechten Ernte oder Unfruchtbarkeit. Insofern ist an einen persönlichen Altar auch die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung geknüpft, was viele Personen schreckt.

Hirse in ihren unterschiedlichen Darreichungsformen bildet einen wesentlichen Bestandteil der Opferriten. Auch andere Nahrungsmittel werden den Göttern in großer Variation geopfert wie zum Beispiel (gegrilltes) Fleisch, Sesam oder Reis. Hirse verwendet man in der Regel auf zwei Arten – entweder als Hirsebrei (*punu*) oder als Hirsebiebier. *Punu* ist allerdings als Opfer bedeutsamer. Ein Altar sollte nach einem reichhaltigen Trankopfer aus Hirsebrei ganz weiß erscheinen. Schon von Weitem erkennt man die kürzlich mit Opfern bedachten Altäre, die vollständig mit Hirsebrei übergossen sind. *Punu* wird allerdings ohne viel Aufwand hergestellt. Man opfert das fast noch rohe, mit Wasser verdünnte Hirsemehl. Das Hirsebiebier wird

nicht direkt über den Altar gegeben wie die anderen Speiseopfer. Vielmehr trinkt der Opfernde die Erde rings um den Altar herum. Warum kommt ausgerechnet ein so essentielles Nahrungsprodukt nicht mit dem Altar in Berührung? Die Alten halten eine klare Begründung bereit: Hirsebier – von Frauen zubereitet – wird als weiblich kategorisiert. Und bei Frauen „weiß man nie“. Sie „beherrschen das Wort nicht“, das heißt, sie verletzen möglicherweise die Regeln und praktizieren nicht den gebotenen Respekt gegenüber den Ahnen oder gegenüber der Hirse. Die größte Gefahr für die Männer besteht aber darin, dass Frauen das Bier bereiten „obwohl sie eventuell noch menstruieren“. Das könnte das Opfer völlig zunichte machen. Man will also Nichts riskieren.

Das *sigi*-Fest

Ein anderer ritueller Komplex der Dogon behandelt den Tod: die bedeutendsten Riten der Dogon sind die Begräbnisfeste, Maskenfeste und alle sechzig Jahre die Zeremonie des *sigi*. Bei allen Festen wird Hirsebier getrunken, doch auch wenn die Hirse die Riten auf Dorfebene stets begleitet, steht sie bei diesen Festen nicht im Zentrum. Diese Rolle ist ihr allein im *sigi*-Ritus vorbehalten, den man auch mit einer leichten Übertreibung „Fest des Bieres“ nennt.

Das *sigi*-Fest wird nur alle sechzig Jahren einmal gefeiert und ist besonders spektakulär. Im Mittelpunkt dieses Rituals steht der Tanz: die Männer folgen in strenger Aufstellung nach Altersklassen (dem wichtigen Ordnungsprinzip der Dogon) hintereinander tanzend einer Strecke quer durch das Dorf. In den Tanzpausen sitzen sie auf einem Y-förmig gegabelten Holzsitz und trinken das Bier aus besonderen Kalebassen. Der rituelle Tanz beginnt in Yougou Doguru und folgt dann der Falaise von Dorf zu Dorf, von Viertel zu Viertel gen Südwesten. Fünf Jahre dauert es, bis der Zyklus vollendet ist, und in jedem dieser fünf Jahre findet das Fest in einer Reihe hintereinander gelegener Dörfer statt. Der letzte Zyklus endete im Jahr 1972.

Jeder Dogon sollte zumindest einmal an diesem Tanz teilgenommen oder das *sigi*-Ritual – um einen Ausdruck der Dogon zu gebrauchen „gesehen haben“. Das Ritual, das vor allem durch den Tanz quer durch das Dorf charakterisiert ist, setzt eine lange Vorbereitungszeit voraus. Drei Monate lang werden die Redner des Dorfes, die *orubaru*, initiiert – das heißt, man lehrt sie die Traditionen auf *sigi so* (der Kultsprache des *sigi*). Gleichzeitig beginnen die Männer des Dorfes damit, ihre Festkleidung und die Accessoires vorzubereiten: die langen Hosen, den gegabelten Holzschemel *dalewa*, die mit Kauri-Muscheln verzierten Hemden (*gou kai*), den Ohrschmuck, die charakteristischen weißen Mützen (*sigi kukwo*), einen Pferdeschweif und eine ovale Kalebasse. Auf ihren Gesichtern imitieren sie mit blauer Farbe die Schmucknarben der Frauen.

Am Vortag des Tanzes treffen sich die Männer auf dem Dorfplatz, auch hier streng nach Altersklassen gruppiert, und warten darauf, dass ihnen der Repräsentant einer ausgewählten Familie etwas Sesamöl in beide Ohren träufelt, um das *sigi so* (die Sprache des Kults) zu empfangen. In der Menschenmenge befinden sich auch schwangere Frauen, deren Bauch man mit einem *dalewa* (dem gegabelten Holzsitz) berührt. So wird das noch ungeborene Kind das *Sigi*-Fest schon „gesehen“ haben. Später wird das geborene Kind – falls es ein Junge ist, den *dalewa* mit der Hand berühren; das Holz wird allerdings weggeworfen, falls das Kind ein Mädchen ist.

In der Nacht vor dem Fest verlassen die frisch initiierten Jungen eine Grotte, in der sie sich drei Monate lang aufhielten, um auf den Dünen die Zeit bis zum Tagesanbruch zu verbringen. Am frühen Morgen des *sigi*-Festes kommen die Männer in ihrer Festkleidung, umringen die Jungen und geleiten sie auf ihren Instrumenten spielend zu einem Tümpel. Etwa einhundert Meter vor dem Tümpel lassen sie die Jungen frei, die losrennen und ihre Füße ins Wasser tauchen, was ihnen eines Tages Reichtum bringen soll. Mit dem Schlamm des Tümpels werden sowohl die Füße der noch kleinen Jungen im Dorf als auch der Leib schwangerer

Frauen bestrichen. Die Männer kehren heim, lassen sich die Haare scheren, nehmen die Accessoires für das Fest an sich und begeben sich an den Fuß der Klippen, zum „Ursprung des Dorfes“, wo die initiierten Jungen sie schon erwarten. Auch sie tragen jetzt in die vorgeschriebene Kleidung mit Zubehör: die mit Agaten verzierte Mütze, die reich bestickten Hemden (*gou kai*), den *dalewa*, der schwerer als gewöhnlich ist sowie die ovale und mit Masken dekorierte Kalebasse. Sie sind frisch gewaschen und durften sich nach drei Monaten erstmals wieder rasieren.

Am Fuß der Klippen beginnt die nach Altersklassen streng kontrollierte Aufstellung für den *sigi*-Tanz mit den Älteren (denen, die das Fest noch nicht „gesehen“ haben) an der Spitze. Die kleinsten Jungen, die gerade erst laufen gelernt haben, bilden das Schlusslicht (wenn sie nicht auf den Schultern getragen werden). Durch Trommelschläge aus dem Dorf begleitet, eröffnen die Initiierten den Umzug, indem sie ihre Eisenglockchen erklingen lassen. Die gewundene *sigi*-Route führt die lange Kette tanzender Männer und Jungen durch das Dorf, vorbei an den bedeutendsten rituellen Orten bis sie an einen der zwei wichtigsten Tanzplätze angekommen sind. Dort erwartet die Männer eine Vielzahl großer Tonkrüge voller Bier. Nun beginnen die Initiierten den wichtigsten aller Mythen (*sigi*) in der Kultsprache (*sigi so*) zu zitieren und berichten darüber hinaus von ihrem dreimonatigen Aufenthalt in der Grotte. Sie bringen ihre Dankbarkeit für das Essen und das Bier zum Ausdruck und ermahnen die Umstehenden manchmal auch zu respektvollem Verhalten gegenüber den Ältesten des Dorfes, den Familienangehörigen sowie den Fremden.

Anschließend, wenn alle Männer auf ihren Holzsitzen Platz genommen haben, taucht der Älteste der Initiierten (es handelt sich bei allen um Jungen!) den mitgeführten Pferdeschweif in einen der Tonkrüge, deutet damit in alle vier Himmelsrichtungen, gießt etwas Bier auf den Boden und bietet zunächst allen seinen initiierten Kameraden zu trinken an. Erst danach dürfen sich die anderen Festteilnehmer, junge wie alte, mit Bier bedienen. Die Tradition erfordert, dass die Kalebasse zum Trinken mit der linken Hand an den Mund geführt und weitergegeben wird. Sind die Biergefäße leer, kehren die Tänzer nach Hause zurück, um zu essen und das Bier zu kosten, das ihre Frauen ihnen gebraut haben. Die Frauen tragen auch an diesem Tag Alltagskleidung und sind die eigentlichen (und einzigen) Zuschauer dieses Festes, auch wenn die alten Männer des Dorfes versuchen, sie von dem Geschehen fernzuhalten, indem sie sich flankierend vor die Reihe der Tänzer stellen. Diese Männer sind meist zu alt, um noch aktiv an den Festivitäten teilzunehmen. Sie beobachten stattdessen und kommentieren die Ereignisse. Den Rest des Tages verbringt man zusammen mit den Angehörigen der *Lineage*, der Altersklasse oder mit Freunden. Alle Mädchen, die in der Periode des *sigi*-Festes geboren werden (d.h. vom Beginn der Initiation der Jungen bis zum Ende des Tanzes und des Zechgelages) werden *yasigi* genannt und genießen ihr Leben lang eine besondere Rolle: sie sind „Schwestern der Masken“ und als solche vom Tabu der Masken ausgenommen. Sie können sich frei unter die maskierten Männer mischen und bringen ihnen Essen und Wasser während des Maskentanzes.

Der Mythos des *sigi* erklärt die Bedeutung von Hirsebier als zentrales Element des Rituals. Die Geschichte berichtet von einem gewissen Sene Senu, der in der Kultsprache als „Hirte“ bezeichnet wird, der allerdings sehr wenig Respekt in seinem Leben zeigte weder gegenüber den Alten oder Fremden noch gegenüber seinem Vater. Als Angehöriger des Dorfes zog er mit den anderen Männern über den Pfad des *sigi*. Der Mythos beschreibt weiter, dass Sene Senu in den Magen eines Elefanten gelangte und dort drei Jahre lang blieb. Danach wurde er „neu geboren“ und kehrte zurück zu seinem Dorf. Als er den Ort betrat, beschrieb er detailliert die Methode des Bierbrauens: das Wässern, Keimen, Zerstampfen, Kochen etc. Unter seinen Erklärungen entstand das erste *sigi*-Fest.

Im *sigi*-Ritual zeigt sich der wahre Höhepunkt des menschlichen Lebens: mit Kauri-Muscheln geschmückt, im Zentrum der heiligen Plätze des Dorfes auf dem gegabelten Holzschemel sitzend, beobachtet und bewundert von allen Frauen – dort trinken die Männer in aller Ruhe und Gelassenheit ihr Hirsebier. Das Leben ist erfüllt und perfekt.